
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 130. Bromberg, den 5. Juli 1927.

Christine Berthold.

Roman von Emma Nuß.

(26. Fortsetzung) —— (Nachdruck verboten.)

Aber Christine hatte sie verstanden. Als die junge Frau fast erschöpft von diesem Geständnis geendigt, sprang Christine zornrot im Gesicht auf: „Das hast du getan! Du also hast den Stein ins Rollen gebracht, hast dieses Leid eines ganzen Lebens über mich und Werner gebracht, nur weil du nicht alles haben konntest, wonach sich deine Hände ausstreckten? So gering war deine Liebe zu ihm, daß du ihm nicht das größte Opfer hast bringen können, deiner Liebe zu entsagen, um ihn glücklich werden zu lassen. Du weißt nicht, was Liebe ist, Susi, weißt nicht, was wahre Liebe alles vermag, und weil du es nicht weißt, kann ich auch nicht mit dir zürnen, sondern dich nur bedauern. Vielleicht wäre es auch ohne deinen Verrat so gekommen, und so erfuhr ich wenigstens, daß ich noch eine arme, bedauernswerte Mutter habe."

Da hielt es Susi nicht mehr länger. Laut aufschluchzend warf sie sich zu Füßen Christinens und barg ihren Kopf in deren Schoß. Und schluchzend und stammelnd sagte sie: „Glaube mir, Christine — ich habe nie wieder eine reine Freude gehabt, seit du uns verlassen. Auch als ich meinen Mann kennen und mit der Zeit lieben lernte, als wir heirateten, als ich mein geliebtes Kind empfing — immer und überall standest du dazwischen, und die qualvolle Ungewißheit über dein Leben brachte mich schon oft an den Rand der Verzweiflung. Ich bin hergekommen, Christine, um gut zu machen, soviel in meinen Kräften steht, denn eher werde ich meines Lebens nicht wieder froh. Nimm alles, Christine, was ich besitze, wenn ich dir damit helfen kann zu deinem Glück, denn du strebtest früher stets nach Besitz."

Da lächelte Christine zum ersten Male ein klein wenig. „Wenn mein Glück im Besitze läge, so müßte ich heute einer der glücklichsten Menschen auf der Welt sein."

Erstaunt fragend sah Susi sie an.

„Ja, Susi, ich hänge nicht mehr wie damals in der Luft und habe mir die fehlende Familie durch Millionenbesitz ersetzt. Und dieser Besitz wächst von Tag zu Tag. Also müßte ich deiner Meinung nach glücklich sein?"

Fast ergriffen blickte Susi in grenzenloser Bewunderung auf die Freundin.

„Aber, Christine — das ist ja wundervoll — wenn das Onkel Krüß erfährt . . ."

„Das soll er nicht erfahren. Hörst du, Susi?" Erregt faßte sie die junge Frau am Arm.

„Aber er muß es doch schließlich erfahren, wenn Werner — — —"

„Nichts von Werner, Susi. Meine Mutter lebt jetzt hier in nächster Nähe. Sein Leben soll und darf nicht vernichtet werden durch diese arme, alte Frau, die nun ganz zu mir gehört." Und Christine erzählte der entgeistert Zuhörenden mit wenig Worten das Schicksal der Mutter und fügte hinzu: „Damit begreifst du wohl auch, daß ich für ihn nicht mehr existieren darf."

„Aber er liebt dich doch, ob mit oder ohne deine Mutter, Christine", rief jetzt Susi aus. „Du darfst ihn nicht wieder unglücklich werden lassen, wenn er nachher zu dir kommt."

Da schnellte Christine empor. „Er kommt hierher?"

„Ja. Wir suchten dich die ganzen Jahre zusammen Christine, und er hat dich endlich entdeckt."

An der Türe ertönte ein Klopfen, daß Christine aus ihrem Erstarren aufwachte. „Herein!" rief sie, ohne weiter zu überlegen, daß es nicht die Dienerin, sondern jemand anders sein könnte.

Sie stand am Tisch, als sie den Kopf wandte, und ihr Gesicht wurde jetzt schneeweiß, da sie den Mann dort an der Türe erkannte.

„Darf ich noch zu dir kommen, Christine? Oder hast du nochmals den Mut, mich wegzuschicken?" sprach er, ohne sich zu rühren.

Ein Zittern durchflog ihre Glieder, da sie den Klang seiner Stimme vernahm, und als sie in sein von Schmerz und Kummer gezeichnetes Gesicht sah, ging es wie ein Ruck durch ihren Körper. Sie hob die Arme nach ihm, und er stieß einen Laut aus, wie ein von schwersten Qualen befreiter Mensch. Und nicht mit Küssen bedeckte er ihr Antlitz, als sie jetzt an seiner Brust lag, denn seinen Augen entströmten heiße Tränen, die sich mit den ihren vereinten und wie ein erlösender Balsam in ihre wunden Herzen fielen.

Susi hatte unbemerkt von den beiden das Zimmer verlassen.

28. Kapitel.

Wie ein Sturmwind war das schier unfaßbare Glück ihres Wiederfindens über die beiden jungen Menschen dahergebraust, so daß sie kaum Worte finden konnten, die ihr Empfinden, ihre beseligende Freude genügend hätten ausdrücken können. Fast hilflos stand die sonst so resolute Christine da, in das so veränderte, teure Gesicht Werners blickend, denn alle die Fältchen und Furchen darin legten Zeugnis ab von seiner unendlichen Liebe zu ihr, da sie nur der Kummer um sie hineingegraben.

Mit tiefer Bewegung faßte Werner sie jetzt bei den Händen: „So liebst du mich noch wie damals, Christine, und wirst mich nie wieder verlassen?" fragte er sie mit verschleierter Freude in der Stimme.

Christine strich sich über die Stirne, als wolle sie lästige Gedanken verscheuchen. „Meine Mutter, Werner!" entgegnete sie, und als er auffahren wollte, unterbrach sie ihn, rasch fortfahrend: „Acht schwere, bittere Jahre liegen hinter uns, und unsere Liebe hat trotz allem die Feuerprobe bestanden. Ich gehöre dir für alle Zeiten, aber unsere Liebe darf nicht der Gefahr ausgesetzt werden, daß Klatsch und Gehässigkeiten sie erniedrigen und schließlich vielleicht töten. Und das geschähe hier in jedem Falle. Wir können den Menschen nicht zumuten, daß sie sich so ohne weiteres über die Verbrecherin hinwegsetzen und mich für voll ansehen sollen. Denn, — ich täte es an ihrer Stelle wahrscheinlich auch nicht, wie ich das Leben heute kenne. Ich aber habe in diesen Jahren so schwer gearbeitet und so viel erreicht, daß ich mich wiederum nicht mehr wegen der Schuld eines Menschen, und sei dies auch meine Mutter, demütigen lassen kann. In meinen Händen liegt heute die Verantwortung über das Schicksal mehrerer Tausend Menschen; ich bin die Herrin einer der größten Firmen Kanadas, Werner. Hier in Deutschland kann ich also jetzt auf keinen Fall bleiben, und wenn du den Mut und die Entschlußkraft finden könntest, mit mir zu kommen, in meinem Werke deine Kräfte und Fähigkeiten zu nützen — Liebster, ich wollte es dir mit einem ganzen Leben voll hingebendster Liebe danken", schloß sie.

Mit immer wachsender Verwunderung hatte Werner die knappe Schilderung ihres Emporsteigens vernommen.

Fast mit Ehrfurcht blickte er zu ihr empor, und seine ganze heiße Liebe lag in seiner Stimme, als er jetzt mit tiefem Atemzug sagte: „Ehe ich dich noch einmal von mir lasse, folge ich dir, und sei es bis ans Ende der Welt."

„Werner, Liebster!" jubelte sie da auf, „nun wird ja noch alles gut!" Und in heißer Dankbarkeit umschlang sie ihn, daß der allgütige Gott ihrem Leben eine noch so beseligende Wendung gegeben.

Dann gingen sie hinunter in die Gaststube und verbrachten bei einem fröhlichen Mahle mit Susi und der kleinen Christine eine Stunde ungetrübtesten Glückes.

„Wir wollen dann gleich zu meinen Eltern fahren, Christine, wenn es dir so paßt", schlug Werner dabei vor. Fast ängstlich wehrte Christine aber ab. „Willst du nicht erst deine Eltern auf alles vorbereiten, Werner, ehe ich komme?"

„Christine — Werner — laßt mich das tun", bat Susi da und konnte es nicht verhindern, daß sie dabei errötete. Sie fühlten alle drei in diesem Augenblick dasselbe — daß Susi an derselben Stelle gutmachen wollte, wo sie damals das Unheil über die beiden heraufbeschworen hatte.

Und beide erklärten sich auch gern damit einverstanden: „Werner und ich werden uns ja in den nächsten Stunden soviel zu erzählen haben, daß wir wohl erst gegen Abend in Hamburg eintreffen, denn ich muß vorher noch zu meiner Mutter", sagte Christine zu Susi, als diese sich mit der Kleinen verabschiedete.

„Ich werde dich zu deiner Mutter begleiten", erbot sich Werner rasch.

Aber sie schüttelte den Kopf: „Darüber sprechen wir nachher noch, Werner, wir wollen jetzt erst mal die beiden Damen", — sie lächelte dabei zärtlich auf das blonde Mädchen herab — „zur Bahn bringen lassen." Und sie gab der eintretenden Jessy die nötigen Anweisungen, so daß Susi mit dem Kinde gleich darauf abfahren konnte.

Beim Hinausgehen ergriff Susi rasch noch einmal der Freundin Hand: „Diesen Tag will ich mein ganzes Leben lang nicht vergessen, Christelchen, und ich weiß nicht, wie ich dir deine Großmut jemals danken soll, daß du, statt mich zu verabscheuen, mir mit der alten Liebe und Freundschaft entgegenkommst." Und in ihrer gewohnten Lebhaftigkeit umarmte und küßte sie rasch die Jugendfreundin und rief ihr beim Einsteigen noch einmal zu: „Und komme nicht zu spät heute Abend, unser ganzes Haus soll Kopf stehen zu deinem Empfang. Mein Fritz wird ja Augen machen, wenn er dich sieht!"

Ganz umgewandelt war die kurz zuvor noch so geknickte Susi, und ihr erleichtertes Gewissen machte sich in einer geradezu kindlich frohen Laune bemerkbar.

„Um dieses süßen Kindes willen, und — weil ich so übermäßig glücklich bin, Susi, soll alles Häßliche vergessen sein", entgegnete Christine mit der alten Herzlichkeit.

Sie freute sich jetzt über alles, was ihre Augen und ihr Herz erfassen konnten, so sehr hatte das Glück Besitz von ihr ergriffen. Wie ein Rausch kam es über sie, als sie in der niedrigen Gaststube nun wieder neben Werner saß und sich dieser beseligenden Gegenwart allmählich voll bewußt ward. Und dann fragte sie: „Wie hast du mich bloß aufgestöbert, Liebster?"

Da erzählte er ihr von jener kleinen Zeitungsnotiz.

„Noch heute will ich dieser Zeitung, dieser dreifach gesegneten Zeitung, ein Geldgeschenk für die Armen überweisen", rief sie und machte auch sofort eine Aufzeichnung in ihr Notizbuch.

„Und was wird wohl meine gute Miß Dobbs, die Männerfeindin, sagen, wenn ich mit einem Gatten zu ihr zurückkomme!" lachte sie vor sich hin.

„Wer ist denn diese Männerfeindin?"

„Die ausgezeichnetste Frau von Kanada, der ich nebenbei aber auch noch alles verdanke, was ich in dieser Zeit unserer Trennung erreicht habe. Sie ist sozusagen der Senior-Chef meiner Firma und hat mich zur Mitinhaberin des ganzen Geschäftes ernannt."

Bewundernd lauschte Werner ihren Erzählungen, doch eine kleine Falte grub sich zwischen seine Augen.

„Du bist ja dann dort unentbehrlich, wie ich aus allem höre, Liebling; es wird nicht so einfach sein, dich von dort wegzubekommen, denn du wirst verstehen, daß ich nicht der Mann meiner Frau sein kann, sondern, daß ich allein imstande bin, in angemessener Weise für dich zu sorgen."

„Das weiß ich, mein Werner; aber sieh, du würdest in kurzer Zeit imstande sein, Miß Dobbs, die ohnedies schon geschäftsmüde ist, voll und ganz zu ersetzen. Sie wird, wenn ich es ihr unterbreite, mit allem einverstanden sein, was ich ihr vorschlage, denn sie weiß zu gut, daß ich stets nur ihr Bestes dabei im Auge habe. Und ich besitze ihr volles Vertrauen. Wir werden nachher ein ausführliches Telegramm an sie absenden."

Kopfschüttelnd folgte Werner ihren Ausführungen: „Wenn ich auch als Jurist eine gewisse Ahnung vom Kaufmannsstande habe, so weiß ich doch noch immer nicht, ob ich mich überhaupt dazu eignen würde, ganz besonders unter diesen mir völlig fremden Verhältnissen."

„Du sprichst doch, soviel ich mich entsinne, tadellos englisch. Das genügt! Alles andere würden wir in der ersten Zeit gemeinsam arbeiten, bis du mich sicherlich in kurzer Zeit nicht mehr nötig hättest. Unser Geschäft hat noch große Ausdehnungsmöglichkeiten, und du würdest ein reiches Feld für deine Betätigung bei uns finden", redete sie ihm immer eifriger zu.

„Ich bin Deutscher, Christine, und hänge mit Leib und Seele an der Heimat", wandte er wieder ein.

„Bin ich nicht auch eine Deutsche? Und glaubst du, daß ich mit weniger Liebe an meinem Vaterlande hänge als du, Werner? Auch ich will ja nicht mein ganzes Leben da drüben bleiben, aber jetzt kann ich nicht pflichtvergessen mein Geschäft im Stiche lassen, dessen Besitz ich mir in zähester Arbeit errungen habe."

Doch noch immer zeigte Werner eine ablehnende Haltung diesem ganzen Plane gegenüber. Es widerstrebte ihm, daß ihm gewissermaßen die Früchte der Arbeit dieser beiden Frauen so ohne weiteres in den Schoß fallen sollten. Doch Christine wußte seine Bedenken mehr und mehr zu zerstreuen.

„Glaubst du, Werner, daß ich dir auch nur das Geringste zumuten würde, das sich nicht mit deiner Ehre und deinem Stolze vereinte?" rief sie schließlich ganz vorwurfsvoll. „Doch sprich du erst einmal mit deinem Vater darüber, falls er unsere Verbindung sonst billigt. Er ist Geschäftsmann und wird anders über meinen Plan urteilen als du, glaube ich."

Jetzt schlug die kleine Wanduhr die zweite Mittagsstunde.

„Verzeih, Werner," sagte Christine erschreckt, „ich muß dich für eine Stunde jetzt verlassen und meine Mutter besuchen. Sie wartet auf mich. Und sie ist leider, trotz aller Pflege und Sorgfalt, mit der sie behandelt wird, eine schwer Kranke."

„Darf ich nicht mit dir kommen, Christel?"

„Leider geht das nicht, Werner. Sie würde sich über dein Erscheinen nur unnütz aufregen, und das verträgt ihr schwaches Herz nicht mehr; denn sie ist eine zerbrochene, alte Frau, die ihr Vergehen jetzt erst zu verstehen beginnt und daran zugrunde geht."

„So will ich hier auf dich warten." Er begriff es, daß sie sein Zusammentreffen mit der Mutter nicht wünschte, und drängte daher nicht weiter in sie. Und während er in tiefem Sinnen zurückblieb, um über diese tief einschneidende Veränderung seines Lebens nachzudenken, saß Christine in der Wohnstube des kleinen Häuschens bei der Mutter. In unendlicher Liebe hingen die müden, rotumränderten Augen der Kranken an dem Gesicht der Tochter. Alle die zurückgedrängte und aufgespeicherte Liebe der vielen Jahre ihrer Strafe brach nun mit unwiderstehlicher Gewalt hervor und häufte sich auf diesen einen Menschen, die ihrem Blute am nächsten stand. Als die Erkenntnis des Besitzes einer Tochter damals nach Christinens erstem Besuch richtig in ihr erwacht war, hatte ihr Leiden begonnen. Stundenlang lag sie oft gleich einer Toten in ihrer Zelle und dachte unausgesetzt an diese Tochter, die nach dem einen Besuch nie wieder erschienen war. Und ihr Herz zermarterte sich in dem einen Wunsche nach einem Wiedersehen mit ihrem Kinde, von dem sie nichts wußte und nie etwas hörte. Jedes freundliche Wort Christinens war ihr jetzt wie ein himmlisches Gnadengeschenk, und es waren die einzigen Augenblicke des Tages, an denen sie auflebte, wenn Christine bei ihr erschien. Fragte diese nach ihrem Befinden, so sagte sie, seit sie gemerkt, daß die Tochter sich Sorgen um sie machte, stets: „Es geht mir ausgezeichnet." So auch heute.

„War der Arzt da?" fragte Christine sie jetzt, als sie mit kurzatmiger Stimme wieder ihr gutes Ergehen betonte.

„Ja, Kind. Aber er braucht bald nicht mehr zu kommen."

„Wie meinst du das, Mutter?" fragte die Tochter erschreckt.

Die alte Frau versuchte zu lachen, und stoßweise brachte sie die Worte hervor: „Nun, weil ich — weil ich nicht mehr krank bin."

Mißtrauisch beobachtete Christine die Kranke. Sie wußte von dem Arzt zu gut, daß keine Hilfe mehr möglich, und daß es das Wohltätigste für die Arme war, wenn man sie ganz in Ruhe ließ und sie nicht mehr mit irgendwelchen Kuren quälte. Das konnte seiner Meinung nach nur ein beschleunigtes Ende herbeiführen. Und so hatte ihr Christine nur alle Bequemlichkeiten, die ihr nötig waren, verschaffen und für eine ausgezeichnete Pflegerin sorgen können. Sie hatte Miß Dobbs von allem Mitteilung ge-

macht, und diese schrieb in ihrer gütigen und großmütigen Weise zurück:

„Du fehlst uns hier allen, mir aber am meisten. Und doch ist dein Platz jetzt an der Seite der Kranken, wenn es so schlimm um sie steht. Bleibe also bei deiner Mutter, so lange es dir Pflicht und Gewissen befehlen."

Und so blieb Christine von einem Tag und schließlich von einer Woche zur andern und wagte nicht von Abreise zu sprechen. Als die Kranke selbst einmal die Rede daraufbrachte, ob die Tochter denn so lange von ihrem Geschäft wegbleiben könne, bejahte diese hastig und sagte, sie warte nur darauf, daß es ihr wieder besser ginge, um sie vielleicht dann mit hinüberzunehmen.

Da hatte die alte Frau mit einem sonderbaren Lächeln erwidert: „Ja, ich gehe hinüber, liebes Kind, es wird bald so weit mit mir sein."

(Schluß folgt.)

Der Blutacker.

Erzählung von **Wilhelm Lennemann.**

Über die Äcker brandet die Sommersonne; Gras und Halm schwimmen in Duft und Glanz, die Felder blühen und reifen der Ernte entgegen.

Ein einziger Acker nur liegt brach und tot. Kein Pflug geht darüber hin, kein Korn ward darein geworfen, seit Jahren nicht. Disteln wuchern, und nur hie und da wagt sich ein armes einsames Hälmchen hoch. Die Menschen haben den Acker verlassen.

Blut hat er einst getrunken. Ein Bruder wurde darauf von dem anderen erschlagen, mit der Sense zu Boden gerissen, daß er nicht wieder aufstand. Der alte Bauer hatte das Erbe unter seine beiden Söhne verteilt. Unklar war jedoch geblieben, wem dieser eine Acker zufallen sollte.

„Mir!" schrie ein jeder. Und der eine setzte seinen Pflug darauf. Da sprang vom nahen Kleeacker der andere hinzu und fiel den Pferden in die Zügel. Flüche und Drohungen wetterten, dann sauste ein schwerer Peitschenstiel nieder. Ein Schrei, ein Sensenblitz, und der andere lag mit aufgerissenem Leibe; sein Blut floß in die Furche, die sein Pflug gezogen.

Seitdem ist kein Eisen mehr über den Acker gegangen, kein Korn auf ihn gefallen. Das rote Blut in ihm ist wieder hochgestiegen: Wenn auf den anderen Äckern alles in gelber wogender Fülle reift, lohen auf ihm tausend und aber tausend flammende Mohnblüten. Flamme sprüht neben Flamme; blutrot leuchtet der Acker. Mitten aus der roten Flut ragt ein Kreuz empor, grob und stark; tief und fest gefügt, als müsse es wider Wetter und Sturm Jahrhunderte überdauern.

Das Kreuz klagt, und das Blut schreit zum Himmel, und keiner erlöst den Acker von Klage und Schrei. —

Wieder ist ein Sommer mit Saat und Ernte gekommen. Der Bauer Stephens, der den Totschlag begangen, ist längst gestorben, und sein ältester Sohn sitzt auf dem Hof. Und drüben auf dem anderen der einzige nachgeborene Sohn des Toten. Er ist schon in die Jahre gekommen, aber noch hat er kein Wort mit seinem Vetter gesprochen. Feindschaft und Haß lauern zwischen den Höfen, obwohl die beiden Bauern längst ihre Jugend überschritten haben und Kinder besitzen, die in reifen Jahren stehen und nach eigenem Herde ausschauen. Und Kinder denken oft anders als die störrischen Väter, und die Herzen gehen oft wunderliche Wege . . .

Sonne fällt vom blanken Himmel auf die Wiesen. Bunte Falter tummeln über Heuhaufen hin. Ein starker, würziger Duft weht wie ein Rauch über allem.

Der Sohn des Erschlagenen fährt Heu ein. Der Wagen ist hoch geschichtet. Der Heubaum liegt darüber. Die Tochter, die ihrem Vater geholfen, sitzt hoch und stolz oben auf dem Wagen.

Nicht weit davon arbeitet der Vetter auf dem Felde, und seitwärts von beiden blüht der rote Mohn.

Der Bauer faßt das Pferd am Zügel. „Jü!" Das Pferd zieht an, dann stockt und steht es. Glatt liegen die Ohren. In den Augen brennt dumpfe Angst, die Nüstern beben. Vergeblich zerrt und zieht der Bauer am Geschirr. Treibt das Tier an und fuchtelt mit der Peitsche. Er murmelt einen Fluch zwischen den Zähnen. Das Pferd bockt und schlägt aus. — Der Bauer steht vor dem Pferd. „Biest!" schreit er, zerrt mit der Linken am Geschirr und reißt mit der Rechten die Peitsche nieder.

„Vater!" schreit es oben vom Heu.

Doch schon ist es zu spät! Hoch bäumt sich das Pferd, die Eisenhufe knallen nieder und werfen den Bauer hin. Über ihn weg setzt das Tier. Da springt und jagt einer in flüchtigen Sätzen herbei und hängt sich in die Zügel. Das Pferd zittert und schlägt; der Mann stemmt sich mit Riesengewalt dagegen.

Da steht das Tier.

Knapp vor den Rädern weg zieht der Mann den Niedergeschlagenen.

Mühselig steht der Getroffene auf; der eine Arm hängt schlaff und schwer. Verwirrt schaut er seinen Retter an... „Du!" will er sagen, preßt aber die Lippen aufeinander und schweigt.

Schon will der Vetter wenden, da springt das Mädchen herbei und hält ihn. „Vater!" ruft es mahnend.

Da sieht der Vetter den anderen an.

„Quitt!" stößt er zwischen den Zähnen hervor. Dann geht er zu seinem Pferd.

Des anderen Tags in der Frühe findet der Gerettete aber doch den Weg zu dem Vetter. Sein Trotz ist gewichen, die Tochter hat ihn von ihm genommen.

„Ihr sollt nicht meinen, Vetter, daß ich nicht wüßte, was sich gehört; Dank will ich Euch sagen."

„Hab mir gedacht, daß Ihr doch noch ein Wörtchen sagen würdet; da aber nun alles ausgeglichen ist — meint Ihr nicht, daß der Blutacker wieder bebaut werden könnte? — Nicht für mich!" sagt er rasch.

„Ich kann ihn auch entbehren", meint der Vetter, „da müßte man schon einen finden, der ihn nähme."

„Wird sich finden!" spricht der andere gelassen, „erst müßte das Kreuz herunter!"

Also gingen die beiden auf den Acker, mitten durch den roten Mohn, und traten vor das Kreuz. Aber der eine hatte nur einen gesunden Arm und konnte nicht, und der andere hatte wohl zwei, aber der mochte wohl nicht; das Kreuz stand und rückte nicht.

„Da müssen jüngere Hände dran„ meint der Geschlagene matt. „Ja, und eine Liebe müßt' helfen; uns sitzt noch der Gram in den Knochen!"

Der Bauer sieht den Vetter an.

„Ich habe einen zweiten Jungen", sagt der, „er ist jetzt ausgewachsen."

„Was soll der mit dem einen Acker?„

„Ich lege noch ein paar dazu. Eine Wiese oder zwei werden dir auch feil sein!"

„Meine Wiesen? Wozu?" fragt der Vetter, der noch nicht versteht.

„Tut Euer Mädel dazu, Vetter, da werden dann eine Hochzeit und ein Hof daraus."

Das verstand der Vetter.

„Da geht's hinaus!" Er pfiff durch die Zähne. „Da seid Ihr Euch wohl schon hinter meinem Rücken mit meinem Mädel einig geworden?"

„Ich nicht, aber mein Junge! Gestern, als er die Geschichte hörte, hat er Mut bekommen und es mir gestanden Vetter, wir Alten wollen nicht widerhaarig sein; die Jungen sind stärker als wir."

„Ich will es mir überlegen."

Die Überlegung dauerte nicht lange; das Mädchen hat wohl nachgeholfen.

An einem Tage ging es dann rundum im Dorf, daß die beiden Stephans sich vertragen wollten und der Rudolf und die Dore sich versprochen hätten. Noch vor dem Winter war der dritte Stephenshof aufgebaut.

Im Frühjahr stand das Gerät im Schuppen und das Vieh im Stall. Viel war es nicht; aber die Schulden waren auch nicht groß, und den Händen sollte auch noch was zu tun übrig bleiben.

Aber noch immer lag der Acker brach; schon gärte es wieder heimlich in dem lenzwarmen Boden, und das Blut regte sich. Morgen sollte Hochzeit sein.

Da stand in der Frühe des Hochzeitstages der Bauernsohn zeitig auf, spannte die beiden stärksten Pferde vor den Pflug und fuhr auf den Blutacker. Und von der anderen Seite kam das Mädchen.

Tief setzte er das Eisen in die Schollen, und das Mädchen faßte das eine Pferd am Zügel.

Dreimal, fünfmal kreiste der Pflug um das Kreuz und kam ihm näher mit jedem Furchenschnitt. Nun hielt der Bursche darauf zu. Hart am Holz vorbei drängte sich das Pferd.

Dann sind die Jungen vor den Altar geschritten. Die Liebe hatte den Haß besiegt.

Und als es wieder Sommer wurde, wellte gelbes Korn auf dem Acker, wo einst Blut und Haß geflammt hatten.

Sommerliche Freuden.

Miszellen von Gerd Damerau.

Als um die Mitte des 16. Jahrhunderts die ersten Kutschen auftauchten, hielt man es für ein Zeichen der Verweichlichung, sie zu benutzen. Man glaubte, daß durch das Fahren im Wagen die männlichen Tugenden: „Redlich-, Tapfer-, Ehrbar- und Standhaftigkeit“ schwinden würden. Ein deutscher Fürst verbot das Fahren in den „Gutschen“ geradezu, weil es dem „faulenzen und bärenhäuten“ gleich käme.

*

Noch im 18. Jahrhundert galt es für ein Zeichen volkswirtschaftlicher Klugheit, nichts für die Instandhaltung der Straßen zu tun, damit die Einheimischen mit ihrem Gelde zu Hause blieben, die Fremden aber für Wagenreparaturen, Vorspann und Aufenthalt Geld ausgeben mußten.

*

Die erste Bergbesteigung um ihrer selbst willen unternahm im 14. Jahrhundert der italienische Dichter Petrarca, der danach in beredten Worten die Schönheit der Hochalpenwelt pries.

*

Ein Professor aus Halle, der im Jahre 1663 den Harz zu Pferde bereiste und auch den Brocken bestieg, nannte den „Brockelsberg“ einen „schrecklichen, rauhen, unwegsamen und wüsten wilden Berg“.

*

Eine Badereise erforderte einst ganz andere Vorbereitungen als heutzutage. Da die Badegäste in den Kurorten nur Wohnung erhielten, mußten sie einen großen Teil ihres Haushaltes, Betten, Küchengeräte, Lebensmittel, Getränke, selbst mitbringen.

*

1799 verbot eine preußische Kabinettsorder den Besuch außerpreußischer Bäder. — 1927 gibt es noch Paßmauern.

*

Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts entdeckte man die Schönheit des Meeres und seine stärkende Kraft. Als einer der ersten empfahl von Vogel 1796 den Gebrauch der Seebäder zu gesundheitlichen Zwecken.

*

Luftbäder wurden 1787 zum erstenmal als „Beförderungsmittel der Gesundheit und Lebhaftigkeit“ empfohlen.

*

Als Kügelgen im Jahre 1819 bei einer Wanderung durchs Erzgebirge in dem Städtchen Oederan einkehrte und bei einem Wirt mit Nierenbraten, geschmorten Pflaumen, Butter und Käse beköstigt wurde, danach ein gutes Nachtquartier und zum Frühstück Kaffee und Weißbrot erhielt, forderte der Wirt für alles „zwei Groschen und acht Pfennig — wenn es dem jungen Herrn nicht zu viel ist!“

*

Die Reisen in die Sommerfrische sind erst ein Gebrauch der neueren Zeit, und auch das Wort selbst hat sich erst im vergangenen Jahrhundert allgemein eingebürgert. Die Heimat des Wortes ist Tirol und besonders Bozen, und dort hielt man schon im 17. Jahrhundert seine „Frischen“. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts verstand man unter dem Worte Sommerfrische „eine Wohnung auf dem Lande, die man im Sommer bezieht“.

Telephon im Tanzpalast.

Im Englischen Hof
Dem Ballhaus Ia
Ist immer die letzte Neuheit da.
Auf jedem Tisch erblickst du schon
Das langersehnte Telephon.
Hast du mal keine Tänzerin,
Greif ruhig nach dem Hörer hin.

(Inserat aus dem Berliner 8 Uhr-Abendblatt.)

Selbstverständlich hat jeder Tanzpalast sein Telephon — genau so, wie jedes andere Geschäft, denn wie sollten die sehnlichst gewünschten telephonischen Tischbestellungen erfolgen können, wenn ein Tanzpalast kein Telephon hätte. Nein — ein Telephon im Tanzpalast ist keine Sensation, sondern eine Selbstverständlichkeit. Aber um ein solches Telephon handelt es sich auch gar nicht, sondern um ein — — —

Im Berliner Norden, in der berüchtigten Gegend des Schlesischen Bahnhofs, liegt dieser Tanzpalast mit seiner in Berlin und vielleicht Deutschland einzigartigen Telephonanlage. Mit geschmacklos-knalligen Farben sind die Wände mehr schlecht als recht bepinselt. Längs den Wänden zieht sich ein Podium hin, auf dem die „Wein-Abteilungen“ abgeschlagen sind. Eine Kapelle vollführt einen Tanzmusik genannten Höllenlärm, der einen Hund verzweifelt winseln macht, — aber in der Mitte strampeln die Paare nach dem taktlosen Rhythmus der Kapelle in begeisterter Verzweiflung den schweißtreibenden Black-bottom. Diesen Dunst von Zigaretten, Schweiß und schlechter Luft verkitschen Scheinwerfer mit blauem oder rotem Schein, während der Fußboden, der aus Glas besteht, die Tanzenden von unten beleuchtet.

Nur einzelne sitzen ungepaart an den Tischen, auf denen sich ein Telephon mit deutlich sichtbarer Tischnummer befindet. Ein Griff nach dem Hörer, eine Zahl wird eingestellt — und schon surrt die Glocke auf einem anderen Tisch: „Hier ist Tisch Nr. 11, darf ich um den nächsten Tanz bitten?“ Das ist die Telephonsensation.

Eine englische Zeitschrift meint dazu, diese Einrichtung sei getroffen worden, um schüchternen Herren die Aufforderung zum Tanz an eine nicht vorgestellte Dame zu erleichtern und das Blamable eines Korbes zu mildern. — Ob der Redakteur dieser Zeitschrift wohl jemals in Berlin war?



Rätsel-Ecke



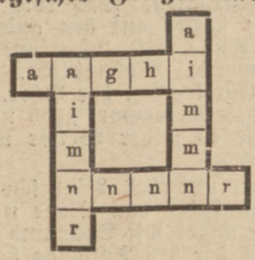
Kapsel-Rätsel.

Endivie, Erledigung, Könige, Sache, Unverstand, Derwisch, Siebenlehn, Boden, Breitenbach.

Diesen Wörtern sind Silben (je eine) zur Bildung eines bekannten Sprichwortes zu entnehmen. M. P.

*

Magisches Flügel-Rätsel.



Die Buchstaben dieser Abbildung sind so zu verschieben, daß jede Linie einen weiblichen Rufnamen ergibt. M. Pr.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 128.

Stern-Rätsel:



*

Besuchskarten-Rätsel: Klavierlehrerin.

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.